

Zeitschrift: Wohnen
Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger
Band: 74 (1999)
Heft: 4: Ich bin Brien. Wer spielt Ball mit mir?

Artikel: Hausen und schufften in den "tenements" von New York
Autor: Valance, Marc
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-106721>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hausen und schufteten in den «tenements»



Zimmer in einem «tenement», um 1910, New Yorker East Side.

In engen Mietskasernen hausten und schufteten vor gut hundert Jahren die Migrant/innen aus Europa, wenn sie im Gelobten Land angekommen waren. Von gemütlicher Heimarbeit waren die damaligen Zustände Lichtjahre entfernt.

Text: Marc Valance
Fotos: Jakob A. Riis

Die Iren flohen vor dem Hunger, die Deutschen vor der Industrialisierung und der politischen Reaktion, die Italiener vor chronischer Armut, die Juden vor bürgerlicher Ausgrenzung und blutigen Pogromen. Von 1820 bis 1920 wanderten fünfzig Millionen Menschen in die USA ein, die meisten durch den Hafen von New York. Und hier strandete eine grosse Zahl von ihnen. Den einen fehlten die Mittel zur Weiterreise, den anderen die kulturellen und handwerklichen Voraussetzungen für ein Leben als Pioniere und Kleinstädter. Zwischen 1790 und 1844 schnellte die Einwohnerzahl New Yorks von 33 000 auf 400 000. Sechzig Prozent der Stadtbewohner waren 1844 im Ausland geboren. 1860 hatte die Einwohnerzahl 800 000 überschritten, 1930, neun Jahre nach dem Ende der unbegrenzten Einwanderung, war sie bei sieben Millionen angelangt.

Die «Hunger-Iren», die in den vierziger Jahren in die Stadt strömten, wohnten in Schuppen, Hinterhäusern, Kellern, Erdlöchern der East Side. Im selben Jahrzehnt begannen geschäftstüchtige Grundbesitzer und Spekulanten, die lottrigen Unterkünfte niederzureissen und «tenements», Mietskasernen, zu errichten. Das Heer der Neuankömmlinge, das sich in die ehemaligen Gärten der holländischen Siedler ergoss, sollte Gewinn abwerfen – als ein Heer von Mietern.

Schlafkammer mit fünf Quadratmetern

Bis 1869 waren «tenements» nichts als leere Raumstrukturen: Wände, Böden, Treppen, Dach. Keine Wasserleitung führte ins Gebäude, es besass weder sanitäre Anlagen noch eine Heizung. Für Wärme sorgte der Kohlenherd in der

New York



«Knee-pants» zu 45 cents das Dutzend – «sweater shop» an der Ludlow Street.

Küche, als Abort dienten outhouses (Plumpsklos) im Hinterhof. Vier bis sechs Stockwerke hoch waren die Mietskasernen, alles schleppten die Bewohner und Bewohnerinnen zu den Wohnungen hoch: Kohle, Wasser, Kinder, Einkäufe, Materialien für die Heimarbeit.

Je vier Wohnungen zu drei Räumen bildeten ein Stockwerk, zwei Fenster gingen auf die Strasse oder den Hinterhof hinaus und spendeten dem 13 Quadratmeter messenden Wohnraum Licht. Die Schlafkammern massen je fünf Quadratmeter, die hintere lag völlig im Finstern. 1855 lebte eine halbe Million Menschen in «tenements», die New Yorker East Side war zum am dichtesten besiedelten Stadtgebiet der Welt geworden, China eingeschlossen. Grippe- und Choleraepidemien wüteten in den Mietskasernen, in den finsternen, unbelüfteten inneren Kammern der Wohnungen starben Kinder an Sauerstoffmangel. Die Miete verschlang ein Viertel eines Familieneinkommens, nach der Wirtschaftskrise von 1857, als die Löhne sanken, die Hälfte. Ohne Untermieter waren die russigen Löcher nicht mehr zu bezahlen, und da es für unbemittelte Neuankömmlinge keine anderen Unterkunftsöglichkeiten gab, drängten sich in Räumen von neun Quadratmetern bald bis zu zwanzig Personen, Männer, Frauen, Kinder, die in Schichten schliefen und assen.

Die Schraube der Ausbeutung

1867 gründete die Stadt ein Gesundheitsamt. Es liess als erste Amtshandlung über 46000 Fensterlöcher in die Wände der inneren Kammern schneiden und verordnete für Neubauten Licht- und Luftschächte. Doch bis zum New

Deal, als die neu gegründete Baubehörde Tausende von «tenements» niederrissen und Kellerwohnungen schliessen liess, dauerten die traurigen Zustände in der Lower East Side und in der West Side fort.

Die Neue Welt empfing arme Auswanderer mit unverbrämter, skrupelloser Ausbeutung. In den schlimmsten Slums lag die Miete noch 25 bis 30 Prozent höher als in den weiter nördlich gelegenen besseren Vierteln. Viele Mietskasernen gingen in die Hand der «Hunger-Iren» und deren Erben über, die es mit Whiskey-Spelunken zu Geld brachten. Sie waren um so erbarmungslosere «landlords», als sie die ausbeuterische Gier am eigenen Leib erfahren hatten. In der Umgebung der Ludlow Street begannen sich in den achtziger Jahren osteuropäische Juden anzusiedeln, die in der jüdisch dominierten Textilindustrie ein Auskommen suchten. Fabrikjobs waren rar. Die Textilunternehmer sahen in dem riesigen Angebot an Arbeitskraft sofort ihren Vorteil und vergaben Näharbeiten als Heimarbeit – Geburtsstunde des «sweatshops». In den engen, dunklen Wohnungen schufteten ganze Familien im Stücklohn. Und weil die Unternehmer ihren Auftrag an die billigsten Anbieter von Arbeitsleistung vergaben, unterboten die Familienväter einander mit Preisen, die sie an den Rand des Hungers brachten. Jeder Cent, den eine Familie sich am Mund absparen konnte, legte sie beiseite. Wer Geld für die Miete von einer oder zwei Nähmaschinen zusammengekratzt hatte, wer auch nur ein paar englische Worte sprach und deshalb verhandeln konnte, machte sich zum «sweater»: Er holte bei den Unternehmern Arbeit herein und heuerte die Arbeitskräfte an, die er brauchte, um sie auszuführen. Und



Ein zwölf Jahre alter Junge (er gab unter Eid an, er sei sechzehn Jahre alt) arbeitet in einem «sweater shop», um 1889.



Mieter auf engstem Raum in einem «tenement» an der Bayard Street – «fünf Cents der Platz».

drehte die Schraube der Ausbeutung damit eine Umdrehung weiter. Denn vom Stücklohn, der kaum das Überleben sicherte, zog er der Näherin, dem Knopflochmacher, der Büglerin einige Cents als Provision ab. Zwölf, fünfzehn, siebzehn Stunden arbeiteten die Frauen und Männer in den stickigen, dunklen «sweatshops». Hier, wo die Fabrikgesetze nicht hinreichten, arbeiteten die Kinder, wie der Fotograf und Schriftsteller Jacob Riis 1890 berichtete, «von dem Tag an, an dem sie fähig sind, einen Faden abzuspulen».

Privatheit gab es nicht

Schlimmer als die Lebensbedingungen der Näher und Näherinnen von «Jewtown» war allerdings noch das Los der böhmischen Zigarrenmacher: Die Häuser, in denen sie schufteten, gehörten den Fabrikanten. «Der Fabrikant», schreibt Riis, «der drei oder vier oder auch ein Dutzend Mietskasernen besitzt, verlangt von diesen Menschen himmelschreiende Mieten. Er gibt ihnen wöchentlich Tabak aus und widmet den Rest seiner Energie der Aufgabe, die Löhne so nahe wie möglich auf jenen Punkt hinunterzudrücken, an dem der Mieter in Verzweiflung verfällt oder rebelliert.» Anders als die Näher von «Jewtown» lähmten die Zigarrenmacher sich zwar nicht selbst durch gegenseitige Konkurrenz – Rebellion, Streik, war immerhin möglich. Doch hier liessen die Gewerkschaften sie im Stich. Denn Zigarrenmachen war böhmisches Frauenhandwerk, die Männer betrieben es, mangels «besserer» Arbeit, als «Gehilfen» ihrer Frauen. Und die Gewerkschaften weigerten sich, Frauen als Mitglieder aufzunehmen.

Die Wohnung war in der East Side New Yorks nicht das «Heim», das Privatheit, nicht die «Burg», die Schutz zu bieten hatte. Privatheit gab es keine. Kinder schliefen auf Bergen von Rohmaterial, Frauen und Männer auf dem Fussboden, auf Tischen. Schutz bot das russgeschwärzte, stickige Loch nicht, es war im Gegenteil der Ort der Ausbeutung und Erniedrigung. Es trieb die Menschen zur Flucht. Viele investierten ihr Ersparnis nicht in Nähmaschinen, sondern in Handkarren und verlegten ihr Gewerbe auf die Strasse. 1910 verstopften 25 000 fliegende Händler mit ihren «carts» die Lower East Side. Die Enge der «tenements» hatte von der Strasse Besitz ergriffen, das Chaos der Armut überschwemmte den öffentlichen Raum. Doch das war nur ein erster Schritt. Zur gleichen Zeit begannen die Menschen abzuwandern. Vielen war es gelungen, aus dem Teufelskreis von gegenseitiger Ausbeutung und Abhängigkeit auszubrechen. Sie hatten ihr Ersparnis weder in Maschinen noch in Handkarren investiert, sondern in die eigene Ausbildung oder in die Ausbildung der Kinder. Wer Englisch sprach, hatte eine Chance, den Sprung in die Fabriken und Kontors von Midtown, Harlem und Brooklyn zu schaffen. [eXtra]

Bildnachweis: Jacob A. Riis: How the other half lives, Dover Publications Inc., New York (erstmalig 1890 publiziert)
Fotos: Jacob A. Riis collection und Museum of the City of New York